

Ein neues Missionskirchlein.

---



wieder nach Nlema zurück. Der Weg über die hohen, steilen Bergabhänge läßt sehr zu wünschen übrig und ist stellenweise geradezu halsbrecherisch. Dabei waren wir ganz der Willkür der schwarzen Träger preisgegeben, mit denen wir kein Wort reden konnten. Mehr als einmal ging es hart an schwindelnden Abgründen vorbei, was in dem schwanfenden Tragstuhl, den die vier Schwarzen bald auf den Schultern, bald auf dem Kopfe tragen, doppelt beängstigend wirkt. Meine Begleiterin fiel wirklich einmal herunter, ohne jedoch gottlob einen bedeutenden Schaden zu nehmen. Ja, es war nichts Angenehmes da droben auf unserm stolzen Thronstüb, namentlich, als die Träger allmählich müde wurden und keinen gleichmäßigen Schritt mehr hielten! Dazu die Hitze! Wir hatten meistens trotz unserer großen Tropenhüte auch noch den Sonnenschirm aufgespannt und schwitzten dennoch am ganzen Leib, daß ein Tropfen den andern schlug.

„Deo gratias!“ riefen wir beide aus, als wir am späten Abend wieder mit heiler Haut in Nlema eintrafen. Fürwahr, ich werde diese Tour zeitweilig nicht vergessen und danke heute noch der göttlichen Vorsehung, daß sie uns damals so gnädig beschützte.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein neues Missionstischlein.

Von Br. Siegfried.

(Fortsetzung.)

Mariannahill. — Montag früh ging es wieder nach Inhanganga zum Bau des neuen Tischleins. Diesmal ging schon alles besser, denn wir hatten uns seitdem an mancherlei gewöhnt: an den Mangel an Waschwasser, an die kaffrische Zubereitung des Essens, an unsere Schlafstätte im Kaffernkraal usw.

Viel Abwechslung gab es nicht; auch unsere schwarze Hauswirtin hielt sich Tag für Tag an den gleichen Küchenzettel. Sie war konservativ nach jeder Richtung hin. — Nur einmal, am Dienstag, erfreute uns der Hochw. P. Prior von Mariannahill durch seinen Besuch. Er inspizierte unseren Bau, erkundigte sich teilnehmend nach unserm Befinden und begeisterte uns zu neuen Opfern für die heilige Sache.

Der Kaffer hält bekanntlich hohe Stücke auf sein utshwala, eine Art Bier, das er aus amabele (Kaffernhirse) zu bereiten weiß. Um uns eine Ehre anzutun, brauten die guten Leuten eines Tages Bier und boten uns den „kostbaren“ Trank unter vielen Zeremonien an. Solch' zarte Aufmerksamkeit durften wir natürlich nicht spröde zurückweisen. Wir nahmen die Gabe dankbar an, taten etwas Bescheid und überließen das meiste unserm Hauswirt, der übrigens schon darauf gewartet zu haben schien. Mit breitem Grinsen nahm er die schwarze Mamba in beide Hände, setzte an und trank das ganze große Gefäß bis zur Nagelprobe aus. Eine Mamba ist ein ausgehöhlter Kürbis und faßt mehrere Liter.

Für einen guten Schluß utshwala ist der Kaffer zu allem zu haben. Hört er — manchmal ist es auch, als ob er es rieche, — daß irgendwo in der Runde ein Biergelage stattfindet, so rennt er bei jedem Wind und Wetter oft stundenweit über Berg und Tal, um ja die kostbare Gelegenheit nicht zu verkümmern. Leider haben diese Trinkgelage auch viel Schlimmes im Gefolge. Trunkenheit und Schlägereien sind da etwas ganz Gewöhnliches, denn der Schwarze kann sich bei solchem Anlaß noch viel weniger beherrschen, als der Weiße.

Am Samstag nachmittag kam unser Hochw. P. Marzellin hier an. Er wollte bis Montag früh in der hiesigen Gegend bleiben, und somit hatten wir willkommene Gelegenheit zur Beicht und hl. Kommunion und brauchten diese Woche nicht eigens ins Mutterhaus zurückzukehren. Der Sonntagsgottesdienst fand aber diesmal in Bothashill statt; in Inhanganga selbst sollte am Montag eine hl. Messe sein. Bothashill liegt in einer sogenannten Lokation, d. h. in einem ausschließlich für Kaffern reservierten Gebiet. Kein Weißer, auch kein Missionar, darf sich daselbst ansiedeln. Stimmt die Regierung und der betreffende Häuptling zu, so kann er dort zwar ein Kirchlein bauen, niemals aber eine Wohnung für sich selbst.

Da mein schwarzer Hauswirt, der in hiesiger Gegend zugleich das Amt eines Katecheten bekleidet, sich bereit machte, zu Fuß nach Bothashill zu gehen — es sind vier Wegstunden dorthin — machte auch ich schnell Toilette und schloß mich ihm an. Mein älterer Mitbruder aber, der sich einem solchen Marsche nicht mehr gewachsen fühlte, blieb daheim. P. Marzellin, der zu Pferd war, schlug seinen eigenen Weg ein. Wir zwei aber wanderten bergauf und bergab, über Stock und Stein und kletterten nicht selten an fast senkrecht abfallenden Steinwänden hinunter. „Gib acht, Bruder, gib acht!“ rief mir mein Begleiter oft warnend zu. Mit Recht, denn es war ein schauerhafter Weg, und ein einziger Fehltritt hätte den Absturz in eine Tiefe von 200—300 Fuß im Gefolge haben können. Als wir endlich wohlbehalten im Tale angekommen waren, blickte ich nochmal um und ich gestehe, es überließ mich eine ordentliche Gänsehaut, als ich diese himmelhohen, kahlen, von Wind und Wetter ausgerissenen Felswände anstarrte, über die wir heruntergeklüffert waren. Selbst ein Kaffernweib, das uns kurz darauf begegnete, fragte meinen Begleiter erstaunt: „Hau, wahamba ezindhleleni ezinje? Wie, auch er ging auf diesem Weg?“

Später kamen wir an vielen Kraals vorüber. Die Mehrzahl der Bewohner war noch stockheidnisch; nur einzelne trugen europäische Kleidung und waren bereits Christen, wie der Katechet versicherte. In einer der Hütten lag eine kranke Frau, die nach der hl. Taufe verlangte. Wir kehrten ein, d. h. wir krochen durch das einzige, kaum einen Meter hohe Schlupfloch und setzten uns, kaffrischer Sitte gemäß, ohne ein Wort zu sagen, am Boden nieder. (Bänke und Stühle sind natürlich in einem Kaffernkraal unbekannte Möbel.)

In der ziemlich geräumigen Hütte kauerten etwa fünf bis sechs Weiber um ein lustiges Feuerchen und verzehrten mit gutem Appetit ihr frugales, aus gekochten Kürbissen bestehendes Frühstück. Nur eine von ihnen, eine Frau mit recht leidendem Gesichtsausdruck, enthielt sich des Essens; es war die Kranke, die wir suchten. Nachdem wir eine Weile dageessen, begannen die Weiber, und zwar eine nach der andern, uns zu grüßen mit den bekannten Worten: „Sanibona 'madoda, wir sehen auch, ihr Männer!“ Darauf aßen sie ruhig weiter und ließen sich in ihrem wichtigen Geschäft auch nicht stören, als sich mein Begleiter an die kranke Frau wandte, um sie zu trösten. Er erklärte ihr in Kürze einige Hauptwahrheiten unserer christlichen Religion und versprach ihr, im Laufe des Tages noch den P. Missionar zu schicken, damit er sie vielleicht taufe. Die Frau hatte mit großer Aufmerksamkeit zugehört und freute sich gar sehr über den in Aussicht gestellten Besuch des Missionars und die hl. Taufe.



Ich will hier unserer Geschichte etwas vorgehen und bemerke: P. Marzelli taufte an jenem Tage die Kranke noch nicht; er sah keine unmittelbare Gefahr und wollte warten, bis sie im Glauben noch besser unterrichtet wäre. Vier Wochen später aber kam, als es schon stark dunkelte, ein Bote in Mariannhill an mit der Meldung, man möge schnell kommen, denn die Frau liege am Sterben. P. Marzelli machte sich ohne Zögern auf den Weg und kam nachts um 1/2 2 Uhr beim betreffenden Kraale an. Er war, um schneller am Plage zu sein, mitten in der

Nacht (!) dieselbe steile Felswand heruntergeklettert, von der ich vorhin gesprochen habe. Er fand die Kranke dem Ende nahe und spendete ihr die hl. Sterbsakramente. Zwei Tage darauf hatte sie vollendet. Möge sie nun am Throne Gottes Fürbitterin sein für uns alle! So eine Seele ist sicherlich dankbar und betet nicht nur für den Missionar, dem sie nach Gott ihre Rettung verdankt, sondern auch für alle Wohltäter der Mission, ohne deren milde Gaben ein gedeihliches Wirken unmöglich wäre. —

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu



Die Armensuppe.

unserm Thema zurück. Wir sind auf dem Wege nach Bothashill. Gegen 1/2 12 Uhr kamen wir schweißgebadet dort an, d. h. vor einem gewöhnlichen Kaffernkraal, in dem aber heute der sonntägliche Gottesdienst stattfinden sollte. Eine große Anzahl schwarzer Christen war bereits um die Hütte versammelt. In der Nähe weidete das Pferd des P. Marzelli, er selbst aber war als eifriger Missionar im Innern mit Beicht hören beschäftigt. Ich setzte mich einstweilen im Schatten eines kleinen Buschwerkes nieder, denn die afrikanische Sonne brannte jetzt ganz unbarmherzig auf uns herab; dazu war ich nach dem langen, anstrengenden Marsche noch nüchtern, doch der Gedanke an die heilige Kommunion, die ich während der hl. Messe empfangen wollte, ließ mich das leicht verschmerzen.

Während ich nun allein so da saß, kamen bald einige alte Väterchen und Mütterchen heran, um den neuen „Baba“ zu mustern. Etwas schüchtern traten sie näher und boten die schwarzbraune Hand zum Gruß, die ich natürlich nach deutscher, westfälischer Art kräftig schüttelte; und als ich sie gar mit „Großvater“ und „Großmutter“ anredete und sie nach diesem und jenem fragte, da hatte ich rasch ihr ganzes Herz gewonnen. Auch



der Schwarze sieht sofort, wer ein Herz für ihn hat, und wer nicht.

Endlich gegen 1/21 Uhr kam P. Marzellin aus dem Kraal. Auch er bedurfte der frischen Luft, denn es ist keine Kleinigkeit, in einem rauchgeschwärzten Kaffernkraal einige Stunden lang die Schwarzen beizuhören. Doch lange währte die Ruhepause nicht. Es wurde das Zeichen zur heiligen Messe gegeben, und ich hatte das Glück, am Altare zu dienen. O welche Armut fand ich da! Im Hintergrunde stand ein alter, wackeliger Tisch, den man an die Wand lehnen mußte, damit er nicht umfiel. Das war der Altar! Von der Strohecke hingen einige Reihen an Schnüre gefaßter Maiskolben herunter, der einzige Schmuck, den ich in dieser „Kirche“ entdecken konnte. Doch nein, es fehlte hier nicht an einem Schmuck, und zwar am schönsten, den es in einer Kirche geben kann, nämlich an andächtigen Christen. Der ganze geräumige Kraal war gedrängt voll, und viele mußten noch draußen vor der Hütte stehen bleiben. Und bei der heiligen Wandlung stieg in diesem Kaffernkraal der Sohn Gottes ebenso vom Himmel herab, wie im prächtigsten Dome. O welch' eine Liebe, welch' eine Herablassung seitens des lieben Heilandes! — Gar sehr erbauten mich auch diese guten schwarzen Neuchristen, die mit größter Aufmerksamkeit der heiligen Handlung folgten und so schön und erbauend zusammen beteten und dazwischen religiöse Nieder sangen. Ich wurde zu Tränen gerührt und dankte Gott aufs neue, daß er mich hieher ins Kloster und in die heilige Mission geführt; und mußte ich ein zweitesmal Heimat und Vaterland verlassen, ich brächte das Opfer mit Freuden. Den Höhepunkt der schönen Feier bildete die heilige Kommunion. Die Mehrzahl der Anwesenden, die alle zuvor gebeichtet hatten, nahen mit größter Ehrfurcht dem Tisch des Herrn, sodaß mir dieses Bild unvergeßlich bleiben wird auf immer.

(Schluß folgt.)

### Lepus Hardenbergensis,

Hunger-Hase von Hardenberg genannt.

Oktober 1912. — Voriges Jahr, am Herz-Jesu-Fest, hatte mein leiblicher Bruder, Fr. Antonin, der im Scholastikat zu Mariannhill weilte, die Erlaubnis erhalten, mir auf meiner Missionsstation einen dreitägigen Besuch abzustatten.

Während ich ihm nun nicht ohne einen kleinen Anflug von Stolz unsere mit so vieler Mühe angelegten Baumpflanzungen zeigte, fielen ihm eine Reihe Eufalyptusbäume auf, die bis hoch hinauf entrindet waren und deshalb abzusterven drohten.

„Ihr scheint aber sonderbare Hasen hier zu haben,“ meinte er, „daß sie gar so hoch oben noch die Rinde weg-nagen.“

„Ja, ja!“ entgegnete ich mit gemischten Gefühlen, „Lepus Hardenbergensis!“

Wir haben hier wegen Mangel an Nahrung nur Tagesjücker, gegenwärtig alles in allem über 170. Schon einige Jahre hatten wir ferner sehr schlechte Enten, d. h. unsere Schwarzen, denn wir auf der Missionsstation haben überhaupt gar keine. Da kommen nun die Kinder oft viele Stunden weit hieher zur Schule, ohne das Geringste gegessen zu haben. Erst am Abend, wenn sie heimkommen, erhalten sie eine kargliche Mahlzeit. Hunger tut weh, er macht aber auch ersinderisch. In der Mittagspause zogen sich öfters mehrere Kinder zurück in den kühlen Schatten, und dort harrierte ihrer eine

große Versuchung. Sie fanden die zarte Rinde der Eufalyptusbäume eßbar, und ehe wir sie darauf aufmerksam gemacht hatten, daß die Bäume geschont werden müßten, hatten sie schon bei einer ganzen Reihe die Rinde abgezogen und aufgeessen! — Gestraft habe ich sie nicht.

Voraussichtlich wird es meinen Kindern in diesem Jahre noch schlimmer ergehen. Die Ernte ist abermals mizraten, und ich habe nichts für die „Hungerhasen von Hardenberg“.

P. Chrysostomus Rühig.

### Missionsbilder aus dem Maschonaland.

Vom Hochw. P. Franz Mayr.

(Siehe Bild Seite 60.)

(Fortsetzung.)

In nordwestlicher Richtung von Triashill, etwa 21 Kilometer davon entfernt, finden wir eine zweite Missionsstation. Sie heißt „St. Anton“ und würde sich gewiß zu einer großen Mission entwickeln, wenn es möglich wäre, daselbst ständig einen Priester zu stationieren. Einmal übernachtete ich in „St. Anton“; da ich einen weiten Weg vor mir hatte, wollte ich am nächsten Morgen schon vor Sonnenaufgang die hl. Messe lesen. Wie staunte ich, als da schon um 2 Uhr morgens, in dunkler Nacht, und dazu an einem ganz gewöhnlichen Werktag, der erste Trupp Leute herangezogen kam, um der hl. Messe beizuwohnen! An solchen Leuten könnte der Missionar gewiß seine helle Freude erleben.

Die Tageschule in „St. Anton“ zählt gegenwärtig etwa 70 Kinder oder etwas darüber und wird von zwei schwarzen Lehrern besorgt. An einem der Wochentage geben sie abwechselnd katechetischen Unterricht in Kumberland, das etwa 6 bis 7 Kilometer von „St. Anton“ entfernt in einer fiebergefährlichen Gegend liegt. Ich habe nur zweimal dieses Tal durchschritten, und zwar an sehr heißen Tagen, aber jedesmal kam es mir vor, als ob die Luft mit Fiebergasen förmlich gesättigt sei. Tatsächlich waren fast in jedem Kraale, den ich berührte, ein oder mehrere fieberfranke Schwarze zu sehen. Ich bedauerte nur, daß ich keinen großen Vorrat Chinin bei mir hatte.

Auf unserem Bilde ist ein junger Bursche mit zwei Speeren in der Hand zu sehen. Das veranlaßt mich zur Bemerkung, daß im Maschonaland kein Jüngling oder Mann sein Haus verläßt, sei es nun, um irgendwo einen Besuch abzustatten oder in die Kirche zu gehen, ohne einen Speer mit sich zu nehmen. Dadurch fühlt er sich erst als Mann. Die Erlaubnis zum Speertragen ist hier ohne weiteres gegeben, während es in Natal für die gewöhnlichen Schwarzen streng verboten ist. Uebrigens ist damit für die wenigen Europäer, die hier wohnen, nicht die geringste Gefahr verbunden, denn in der Regel machen die Maschonas trotz ihrer Bewaffnung einen weiten Umweg, wenn sie ahnen, daß ein Weißer in der Nähe ist. Der Speer ist ihnen ein beliebter, altgewohnter Schmuck, oder höchstens eine Waffe zur Verteidigung gegen Schlangen oder wilde Tiere.

Solange die Maschonas noch nicht unter englischem Schutze standen, wohnten sie zur Sicherung ihrer Person und ihres Eigentumes in Dörfern von ungefähr hundert Hütten beisammen. Diese Hütten lagen zwischen Granitblöcken versteckt und standen oft mit unterirdischen Höhlen, wohin sie sich bei einem feindlichen Ueberfall flüchten konnten, in Verbindung. Auch